

## Werk

**Titel:** Gräfin Elise von Bernstorff, geborene Gräfin von Dernath

**Jahr:** 1896

**Kollektion:** Autobiographica

**Digitalisiert:** Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

**Werk Id:** PPN312429568

**PURL:** <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429568>

**OPAC:** <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429568>

**LOG Id:** LOG\_0150

**LOG Titel:** Vom Mai bis Ende 1818

**LOG Typ:** chapter

## Übergeordnetes Werk

**Werk Id:** PPN312429398

**PURL:** <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429398>

**OPAC:** <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429398>

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

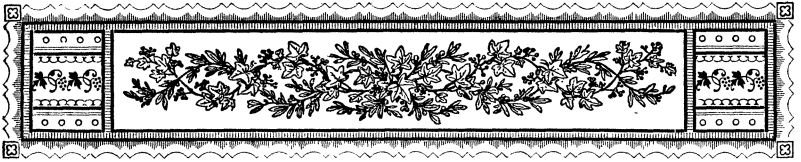
Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

## Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen  
Georg-August-Universität Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen  
Germany  
Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)



## V.

# Daheim in Berlin.

Erster Abschnitt: 1818 bis 1822.

Von Mai bis Ende 1818.

**M**it Ende Mai 1818 beginnt in unserem Leben ein neuer Abschnitt. Schon am 10. April waren meinem Manne Eröffnungen über den Wunsch des Königs von Preußen, ihn für seinen Dienst zu gewinnen, gemacht worden. Der Fürst-Staatskanzler vermochte nicht länger die Geschäfte eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten mit den feinigern zu verbinden. Diese Posten waren auch bis vor einem Jahre noch einzeln besetzt worden. Indes war man mit dem letzten Minister, dem Grafen v. d. Goltz, nicht zufrieden gewesen und hatte ihn daher zu seinem und besonders zu seiner Frau großem Verdruß an den Bundestag nach Frankfurt versetzt. Jetzt suchte man einen würdigen Nachfolger für v. d. Goltz. Zwei Männer nannte man, welche diese Stellung erstrebten, Wilhelm v. Humboldt, für den es nur ein Schritt höher hinauf gewesen wäre, denn er war schon Minister des Innern, und Jordan, der die Gunst des Staatskanzlers besaß. Da fiel dem alten Blücher mein Mann, der Ausländer, als sehr geeignet für den Posten ein. Er verschaffte sich Zutritt zum Staatskanzler, mit dem er übrigens auf gespanntem Fuß lebte, und erklärte diesem auf seine diktatorische Weise, er müsse dem König den Grafen Bernstorff auf eine nicht abzuweisende Art vorschlagen. Alles ging ihm durch, und er selbst war es, der, vom König beauftragt, meinem Manne zuerst von dieser Angelegenheit sprach, von ihm aber

gänzlich zurückgewiesen ward. Gegen Ende Mai aber wurden die Vorschläge dringend erneuert; Hardenberg ließ nicht nach, bis Bernstorff versprach, die Angelegenheit vor die Stufen des dänischen Thrones zu bringen und die Entscheidung von da her zu erwarten.

Am 28. Mai sandte mein Mann seinen Legationssekretär, den Herrn v. Moltke, unter dem Vorwande eines anderen Geschäfts als Courier nach Kopenhagen. In einer kaum zu ertragenden Spannung erwarteten wir seine Rückkehr; er brachte eine sehr freundliche, aber bestimmte Entscheidung für die Annahme der preußischen Anerbietungen, und der treue dänische Unterthan, der mit enthusiastischer Liebe seinem König ergebene Diener sah sich durch dessen Willen in einen fremden Dienst versetzt, vom schwärmerisch geliebten Vaterlande losgerissen und hinausgeschleudert auf das stürmische Meer einer fremden Politik, auf dem schon so manches Schifflein gescheitert war. Für das tieffühlende Herz meines Mannes, welches er in so schwächlichem, zartem Körper trug, war die Spannung dieser Wochen zu viel gewesen, und die Entscheidung wirkte überwältigend auf ihn. Er litt physisch und moralisch. Mir blieben darum von den noch in Berlin zugebrachten Monaten keine anderen Erinnerungen als die der schmerzlichsten Sorge um ihn. Sein ganzes Leben lag aufgerollt vor seinen Blicken. Er war von der frühesten Kindheit bis nun nur auf dem Boden der dänischen Heimath gediehen. Den trennenden Schritt, den er im April 1810 gethan hatte, hatte er zwar niemals bereut, aber so tief und schmerzhaft empfunden, daß er die erste Gelegenheit ergriff, um 1811 wieder in den dänischen Staatsdienst einzutreten. Es war seinem Herzen die unendliche Genugthuung zutheil geworden, in dieser neuen Laufbahn unerwartet Viel für das theure Vaterland wirken zu können und während einer Episode dieser Thätigkeit wieder unter den Augen seines Monarchen zu arbeiten, von ihm geleitet, durch seinen Beifall ermuthigt zu werden. Der jetzt von ihm bekleidete Posten war von keiner großen Wichtigkeit für den Staat. Dagegen blieb meinem Mann durch die Nähe der Heimath die wohlthuende Aussicht, seinem König oft aufwarten, ihm immer wieder den Ausdruck seiner allerinnigsten Ergebenheit zu Füßen legen zu können.

Jetzt wurde Alles anders, neu, schwierig, bedeutungs- und, ich möchte sagen, gefahrvoll. Doch schreckte ihn kein Gedanke an Furcht. Mit seiner überaus klaren Einsicht verband er die herrlichste Sicherheit

in der Politik; sein Kompaß hatte ihn immer den rechten Weg geführt.

Mit diesem Geheimniß im Herzen, welches auch unsere äußere Lage, unsere Beziehungen zu den Bekannten so sehr verändern sollte, blieben wir die Zeit über, die wir noch in Berlin weilen mußten, ziemlich ungesellig. Endlich, am 5. Juli 1818, brachen wir nach dem heimischen Dreylützow auf. Doch dieser Reise erinnere ich mich mit Schauer. Eine Chaussee war damals noch nicht gebaut, und wir mußten uns in kleinen Tagereisen durch den tiefsten Sand wühlen, der wie die Wogen des Meeres auf mich wirkte, zumal wenn ich bei schlechtem Wetter in der mit Leder geschlossenen Chaise eng zusammengedrängt mit den Kindern saß. Da war es mir denn eine große Erquickung, mich zuweilen zu meinem lieben Mann in seine Wiener Courier-Chaise hineinsetzen zu können, deren leichter Gang die Sandwüste auch weniger schwankend durchschnitt; doch das war es eben, worin wir durch die Chifane eines Postmeisters grausam gestört wurden. Wir hatten in Fehrbellin übernachtet, als man uns am anderen Morgen zum Weiterfahren drei Pferde statt zweier vor die kleine Wiener Chaise spannte. Diese Chifane der Post erwiderte mein Mann mit einer Heftigkeit, die zuletzt in furchtbaren Eigensinn ausartete, indem er darauf bestand, dort in Fehrbellin die Rückkehr einer nach Berlin gesandten Staffette zu erwarten, welche sogleich die streitige Frage zur Entscheidung auf das Oberpostamt in Berlin bringen sollte. Betrübt und voller Sorge reiste ich weiter. Diese Heftigkeit, dieser Eigensinn, wodurch er eigentlich nur sich selbst strafte, waren die Wirkung seiner gespannten Nerven und der körperlichen Verstimmung, die durch die Gemüths-bewegung der letzten Monate veranlaßt worden waren. Hinwiederum mußte diese Aufwallung und dieser lang hingehaltene Aerger die arme Gesundheit noch mehr zurücksetzen. Trostlos verließ ich ihn, und mit einem Gefühl von Beschämung, dessen ich nicht Herr werden konnte, mußte ich dem Schwager Fritz in Dreylützow Rechenschaft darüber ablegen, weshalb der Erwartete mich nicht begleite. Indesß folgte er mir sehr bald und hatte seinen Willen durchgesetzt; doch würde ihm das nicht gelungen sein, wenn er nicht schon von vornherein auf jede Begleitung verzichtet hätte. Er war ganz allein in Fehrbellin zurückgeblieben. Die Antwort aus Berlin hatte hieran, wie es ihm

wohl geahnt, die Gewährung seines Begehrens geknüpft, indem sie jedoch dem Fehrbelliner Postmeister Recht und ihrer eigenen Postexpedition Unrecht gab und erklärte, daß die leichteste Courier-Chaise, wenn zwei Personen darin säßen, nur mit drei Pferden gefahren werden dürfe. Mein Mann war böse über diese Antwort, die offenbar eine Ungerechtigkeit enthielt. Man wollte den Postmeister in seinem Streit mit dem fremden Gesandten nicht ganz fallen lassen. Hätte man gewußt, in welcher Eigenschaft dieser Gesandte nach Berlin zurückkehren sollte, so würde freilich die Antwort wohl anders ausgefallen sein.

Damals lag das ganze Postwesen im Preussischen noch im Argen. Nicht lange nachher, und ein Nagler ward zum Besten der reisenden Menschheit an die Spitze dieser ganz desorganisirten Anstalt gestellt. Er brachte mit unglaublicher Schnelligkeit neues Leben und neue Ordnung in das Postwesen hinein, das nunmehr vom übrigen Deutschland bewundert wurde und ihm als Vorbild diente. Seit seiner Verwaltung reiste man noch einmal so schnell und nur halb so theuer und ist nicht mehr Chikanen, Betteleien und Klagereien der Postillone ausgesetzt. Nagler sollte als ein Held der Pädagogik, mehr als Pestalozzi, mit Ruhm gekrönt sein. Hat er doch aus allen seinen Untergebenen, aus den brummigen Postbeamten, aus den ebenso trägen wie zudringlichen Postillonen die artigsten, höflichsten und unverdroffensten, die flinksten, fröhlichsten und zufriedensten Menschen gemacht.

Schon am 11. d. Mts. trat der künftige preussische Minister die Reise nach Schleswig an, um sich von seinem theueren König, der jetzt dort bei seinem landgräflichen Schwiegervater weilte, zu beurlauben. Am 13. schrieb er mir aus Plön:

„Der bevorstehenden größeren Trennung eingedenk und mich auch gegen die kürzere empörend, schied ich vorgestern traurig von Dir, Du Allergeliebteste, und es ward mir, wenn ich den Zweck meiner Reise bedachte, recht anschaulich, wie gewaltfam das ewig kreisende Rad der Zeit mich wieder ergriffen hat, um mich zu schleudern, wohin ich nicht dachte. Doch jede Mühe, jede Sorge, jede Entbehrung vermag ich zu tragen, solange mir Gott Dich und die Kinder unverlezt bewahrt und erhält. Ich kam gestern, wiewohl ich sehr früh auf den Beinen war, erst gegen Mittag an, wurde von Magnus und Josephine sehr freundlich empfangen und bei ihnen einzukehren genöthigt. Josephine, wiewohl

sie sich immer mehr in die Breite zieht, glänzt noch in Schönheit; Magnus altert, obschon er nie jung war. Es harrete meiner hier ein tieferschütternder Auftritt. Unser armes, liebes Suschen, welche mit ihren Kindern in das Oldesloer Bad geht, war noch hier geblieben, um mich zu sehen. Selten in meinem Leben habe ich mich so schmerzlich ergriffen gefühlt, als da ich sie in ihrer einsamen kleinen Wittwenwohnung fand —.“ Wittwe seit dem 11. Dezember 1816, bewohnte die Aermste damals noch im Sommer Ranzau, das schöne Gut ihres Bruders Wolf, und für den Winter hatte sie sich in dem kleinen benachbarten Plön eingemietet. Später kaufte sie daselbst ein Haus, welches sie noch jetzt, 1838, bewohnt.

Ferner lasse ich einen Brief aus Altenhof vom 19. Juli 1818 folgen:

„Ganz betäubt von lärmenden Gesundheiten, unter welchen die Deine keine der letzten war, stehe ich vom Tische auf, mein Herzensengel, um Dir noch in aller Eile ein Wort zu sagen, zu dem ich weder gestern noch heute habe kommen können; denn ich saß diesen Morgen schon gleich nach 6 Uhr in Windebye bei der guten alten Tante (Christian Stolberg, geborene Gräfin Reventlow), und als ich hier ankam, wurden wir gleich in den Wald geschleppt, um einem zu Theodors Geburtstag veranstalteten Vogelschießen beizuwohnen. Ich sage Dir daher heute nur, was Du vor Allem zu erfahren begehren wirst, nämlich, daß ich vorgestern in Louisenlund war und meine Unterredung mit dem Könige mir nichts zu wünschen übrig ließ. Er hatte Alles so aufgefaßt und empfunden, wie ich es nur irgend hätte wünschen können, und er empfing und behandelte mich mit einer Güte, die mir wahre Beschämung über jeden augenblicklichen Zweifel gab. Ich gehe morgen noch einmal hin und führe Gerhardine zurück, mit der ich heute in Windebye zusammentraf. Auch Asta fand ich dort. Hier hatte ich Karoline Hegewisch zu finden gehofft; aber sie war ausgeblieben. Eine noch bitterere Enttäuschung war mir dadurch bereitet, daß ich keinen Brief von Dir fand, worauf ich sicher gerechnet hatte. Ich gehe übermorgen nach Kiel, wahrscheinlich Freitag nach Bordesholm, Sonnabend nach Emkendorf und tags darauf weiter der lieben Heimath entgegen. Bitte, such mir, wenn ich nichts Näheres darüber schreibe, zum Dienstag, dem 28., vier Pferde nach Rageburg zu schicken.“

Unterdeß vergingen mir die Tage der Erwartung meines Mannes und meiner Mutter und vieler lieben Verwandten, die uns besuchen wollten, recht schnell in eifriger Beschäftigung mit den Kindern und in meines lieben Schwagers Fritz so freundlichem und sicherem Umgang. Seine ritterliche Urbanität, die heitere Innigkeit seines Wesens, das Interesse, mit dem er Alles theilte, was ich erlebte und was mir in dem Wechsel unserer Lage bevorstand, füllten die Stunden unseres Zusammenseins aufs Angenehmste. Diese Stunden fielen meistens auf den Abend, dessen erfrischende Kühle nach der wahren Hundstags Hitze des Tages von uns zu langen Promenaden benutzt wurde. So wohl es mir aber auch mit dem lieben Fritz allein war, so jubelte ich doch der lieben Mantine entgegen, als diese, von Driburg heimkehrend, mit ihrem Klothildchen auf den Hof gefahren kam, in einer allerliebsten Berlone, die mein Mann ihr einstens geschenkt hatte.

Am frühen Morgen des Tages, wo ich abends Mann und Mutter erwartete (es war der 28. Juli), beschäftigte ich mich eben vor dem Familienfrühstück damit, in der Flucht unserer nach Osten gelegenen Zimmer, deren Läden alle geschlossen waren, noch jede Ritze zu verhängen, durch welche die glühenden Sonnenstrahlen sich einstahlen, als die wohlbekanntete Stimme meines Berliner Kavaliere hinter mir ertönte. Es war der Student Christian Ranzau, der nach dort vollendetem Kursus nach Kiel, dem Ziel aller seiner Wünsche, zog, sich aber herzlich freute, hier noch einmal seine Gönner während der letzten zehn Monate begrüßen zu können. Unendlich viel hatte er von den einsam verlebten Wochen zu erzählen, wie er unser Haus vermisst habe und worin er überall Zerstreuung gesucht habe. Doch die Stunde schlug bald, in der ich seinem Geschwäg ein Ende machen mußte; denn es war die meiner Andacht mit den Kindern. Die Hände über die Brust kreuzend, schlich er mit den Worten aus der Thüre: „Ora pro nobis, sancta.“ Wie lange er unter unserem Dache weilte, wie er sich währenddem die Zeit vertrieb, davon weiß ich nichts mehr. Nur eines Momentes erinnere ich mich noch: Die Post kam und brachte unter vielen anderen Briefen auch einen ungewöhnlich großen mit fremder Aufschrift an ihn. Er öffnet ihn und verbirgt dann hastig eine kolorirte Zeichnung, die ihm in die Hände fällt, von der er aber nichts wissen und eingestehen will. Es blieb mir verborgen, ob er gemerkt hat, daß dieser Scherz von

seiner Hauswirthin ausgegangen war. Ich hatte nämlich ein Bild des Modejournals seiner allerliebsten Nancy, die er 1820 heimführte, so ähnlich gefunden, daß ich es ihm auf diese Weise zukommen ließ.

Während des August füllten sich die weiten Räume von Dreylitzow immer mehr und mehr mit den Holsteiner Verwandten, die noch einmal mit uns fröhlich sein wollten, ehe wir Preußen würden. Doch die Heiterkeit früherer Vereine wollte sich in diesem nicht so recht einfinden; nicht nur die drückend heiße äußere, sondern auch eine Atmosphäre der inneren Bangigkeit lastete auf den Freunden.

Mein lieber Mann, der den Mittelpunkt dieses Kreises bildete, erlag fast dem Druck, der sich schon von frühester Jugend an in solchen Zeiten über seine Nerven zu legen pflegte, wo seine Seele in banger Spannung gehalten worden war. Diesmal litt ich unendlich für ihn und mit ihm bei dieser unbestimmten Qual, die sich seiner bemächtigt hatte und sich in einem dumpfen, wortarmen Ernst zeigte. Er gebrauchte eine Kur, die Stosch ihm schon in Berlin verordnet hatte, die ihm aber nicht wohlzuthun schien. Es war der Heilnauer Brunnen, den er gewärmt jeden Morgen trinken mußte. Das Spazieren dabei in der Frühe war ihm jedoch lieb und erfreulich. Seine Schwester Luise war seine treueste Begleiterin auf diesen Wanderungen. Nach und nach schlossen sich die anderen Hausgenossen denn auch an, so daß zuletzt lange Karawanen die weitläufigen Anlagen um Dreylitzow durchzogen. Nachmittags wurden dann lange Spaziergänge unternommen, oft auch Fahrten durch die unwegsamen Straßen nach den hübschen Parumer Bergen hin, nach dem nahen Hülsehorst, nach dem hübschen Meierhof Pogreß. Da hatten wir uns einstmals Alle im Walde gelagert und waren sehr beschäftigt, Kaffee zu kochen, und die Kinder machten sich zum Theil viel dabei zu schaffen; doch unsere Begrand bemerkte, daß Albrecht allein auf den Wagen herumkletterte, die in einiger Entfernung, auch von der Dienerschaft ziemlich verlassen dastehen. Sie eilt ihm nach und bittet mit flehender Stimme, er möge doch vom Rade herabsteigen: „Mais venez donc, mon cher petit Comte, descendez, je vous en prie! o cher Albert, écoutez, je vous en supplie.“

Ihre Stimme wird immer ängstlicher; aber den kleinen Wildfang rührt es nicht. Da ruft sie den Kutscher herbei; der nimmt Albrecht beim Arm, reißt ihn vom Rade weg und sagt mit barschem Ton: „Will



er wußt furt, Albrecht“, und das Männchen kehrt hüpfend und springend zu der Gesellschaft zurück. Eugen, der diese kleine Scene belauscht hatte, ergötzt sich noch in der Erinnerung daran. Mitunter konnte Albrecht wohl ungezogen sein; doch war er im Ganzen ein sehr artiges und wohlgezogenes, zartes und doch sehr festes Bübchen, daß man seine Lust an ihm haben mußte. Die Kinderschaar war wieder glücklich zusammen; die größeren Bettern gaben sich, besonders Gottfried, freundlich mit ihnen ab.

Und so bin ich nun wirklich bis an den großen Abschnitt in meines Mannes Leben und Wirken gelangt, der ihn in Preußens Dienste führte.

In der zweiten Woche des September 1818 trat der neue preußische Minister die Reise an, die ihn nach Aachen, dem Orte seiner jetzigen Wirksamkeit, führen sollte. Auf dem dort abzuhaltenden Kongreß der Souveräne wollte man aus seiner Einsicht, seinen Erfahrungen und seinem überwiegenden Geist Nutzen ziehen.

Er schrieb mir zuerst aus Hamburg:

„Da ich eben höre, daß die Post gleich abgeht, so kann ich mir den Trost nicht versagen, Dir von hier ein flüchtiges Wort zu sagen. Ich schied mit wunden, sonderbar hin- und herbewegtem Herzen, und schon hier fühle ich mich wie in eine fremde Welt geschleudert. Wunderbar bunte Erscheinungen werden an mir vorübergehen; aber mein Auge und mein Herz bleiben sehnüchtig auf Dich und unsere holden Lieblinge, die Gott behüten wolle, gerichtet. Wie es mir in Wotersen gegangen, weißt Du durch die lieben Brüder Joachim und Frik. Zwischen Schwarzenbeck und Bergedorf hatte ich die unerwartete Freude, Amerika und ihren Kindern zu begegnen. Mit Karl Schimmelmann, dem wilden Jäger, brachte ich den gestrigen Abend bei Blüchers zu; die junge Braut (Fanny Blücher) hat mir ganz wohl gefallen.

Ich bleibe heute hier und habe so noch Mühe, fertig zu werden.“

Aus Sondermühlen, dem Besiß des Onkels J. L. Stolberg, schreibt er am 16. September 1818:

„Auch hier komme ich gerade zum Abgang der Post, mein Herzenskind, und eile, es zu benutzen; aber erwarte nichts Vernünftiges, denn alle die Bettern, Ernst, Andreas, Cajus u. s. w., treiben sich schwagend

im Zimmer umher. Du wirst meinen Brief aus Hamburg empfangen haben. Ich schiffte Sonntag Nachmittag über die Elbe, kam Montag nach Bremen und war gestern Abend um 10 Uhr in Osnabrück. Die Gegend dorthin kann man nicht besser behandeln, als wenn man nichts davon sagt. Von Osnabrück hierher ist sie dagegen äußerst freundlich. Aber freundlicher war noch der Empfang, den ich hier gefunden. Doch nicht lange blieb mir dieser Eindruck ungemischt; denn ich fand den geliebten Onkel mit einem Pflaster am Auge und mußte bald hören, daß er an einer Verhärtung im Gesicht leidet, um derentwillen er sich einer Operation wird unterwerfen müssen. Diese wird zwar nicht für bedeutend, aber für dringend nöthig gehalten. Das Uebel ist übrigens nicht am Auge, sondern in der Haut unfern des Auges. Dagegen leidet die Tante an den Augen selbst."

Ferner schreibt er aus Aachen:

„Es war 5 Uhr, als ich gestern Nachmittag den Berg hinab in das freundliche Aachener Thal hineinfuhr. Der Anblick war um so erfreulicher, als ich bis dahin nur Augen und Sinn ermüdende Flächen durchzogen war. Ich schrieb Dir zuletzt aus Sondermühlen. Ich habe von dort theure Erinnerungen mit mir genommen und würde sie ungemischt im Herzen hegen, wenn des geliebten Onkels Gesichtsäbel, sein dadurch etwas verzogenes Auge und die ihm bevorstehende Operation ihnen nicht eine bittere Sorge beigefellt hätten. Er selbst war heiter und ruhig. (Die Augenoperation ging am 25. September leicht und glücklich vor sich.)

Mich führte an diesem Tage (der 17. September, Mariens Geburtstag) Alles in wehmüthiger Sehnsucht nach unserem holdseligen Geburtstagskind zurück, zumal als mittags alle Gläser den unendlichen Tisch entlang auf Deine Gesundheit erklangen. Das Haus ist wohnlich und heiter, die nächsten Umgebungen häßlich, die Gegend freundlich und voll reichen Wechsels. Ich brach am 18. gleich nach dem Frühstück auf.

Bei schönem Wetter und guten Wegen ist mir die ganze Reise höchst unbedeutend vorgekommen. Ich habe hier von näheren Bekannten nur Alopeus gefunden; der Kanzler wird erst in einigen Tagen zurück-erwartet. Ich gewinne dadurch ein Großes an Ruhe und Vorbereitung. Aachen ist mir in seiner alterthümlichen Würde und regen Betriebsam-

keit sehr interessant. Ich wohne sehr gut bei äußerst gefälligen Leuten. Malkahn, der Hofmarschall, wird eine Wohnung in demselben Hause beziehen. Die wenigen Preußen, die ich bis jetzt gesehen, haben den neuen Landsmann sehr herzlich empfangen.

Du glaubst nicht, wie wunderbar ich mir selbst vorkomme, wenn ich schon preussischen Sekretären über preussische Angelegenheiten diktiere, als sei es immer so gewesen. Jetzt soll ich zu Hardenberg."

„Aachen, den 1. Oktober 1818.

Seit meinem letzten Briefe bin ich in rastloser Bewegung gewesen. Am Montag mußten wir vormittags den österreichischen, abends den russischen Kaiser empfangen. Dienstag aßen wir mit beiden Kaisern beim König. Gestern Morgen war ich beim Kaiser von Rußland, welcher sich mit mir in eine lange, mehr als gnädige Unterhaltung einließ. Ueberhaupt habe ich hier Vieles zu hören und zu erfahren, woran mein Herz, wenn ich 25 Jahre jünger wäre, leicht den Wurm der Eitelkeit ausbrüten könnte. Aber sei nicht bange. Ich weiß am besten, wo es mir fehlt, und bin mir des Glatteises unter meinen Füßen wohl bewußt. Das Schiff läuft auf geiseften Bohlen vom Stapel, doch unten im Meere erwartet es der Sturm. Zu unserem guten Kaiser Franz, welcher mir schon neulich sehr freundlich zugelächelt hat, soll ich diesen Abend. Metternich erweist sich mir sehr freundlich, und ich habe wahre Freude an all diesen Wiener Gesichtern.

Unsere Konferenzen haben gestern angefangen, werden nun ununterbrochen fortgehen. Bis jetzt läßt noch Alles eine schnelle Beförderung des Geschäftes hoffen. Nach den heutigen Konferenzen habe ich einen Spaziergang mit Genz gemacht; Du weißt, wie interessant mir seine Unterhaltung ist. Jetzt eben habe ich von der Recamier Abschied genommen. Ich habe wenig Zeit sie aufzusuchen gehabt, sie aber jedesmal mit wahren Interesse gesehen. Ich bedenke eben, daß ich hätte in meiner Erzählung weiter zurückgehen und Dir sagen sollen, wie freundschaftlich mich Hardenberg empfing, wie er mir ein gnädiges Kabinetsschreiben des Königs mit einer feierlichen Bestallung zustellte und wie der König selbst mich mit der äußersten Güte und Freundlichkeit empfing."

✓ ... ich habe Genz von M. ...  
Sollte ich ...

Die Bestallung finde ich nicht unter den Papieren, dagegen aber das Kabinettschreiben, welches ich hier gebe.

„Mein Herr Graf. Sie sind durch die Eröffnung des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg schon davon unterrichtet, daß Ihre persönlichen Eigenschaften und Ihre Verdienste den Wunsch bei Mir erregt haben, Sie in Meinen Dienst zu ziehen, und Ihnen nach dem Antrage des gedachten Fürsten und zu seiner Erleichterung das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, unter seiner allgemeinen Aufsicht und Leitung zu übertragen. Seine Majestät der König von Dänemark, dessen Einverständniß Mir hierbei vor allen Dingen nöthig war, hat dieses auf eine für Mich sehr freundschaftliche, für Sie aber höchst ehrenvolle Weise zu erkennen gegeben und Mein in Sie gesetztes Vertrauen dadurch noch mehr gerechtfertigt. Sie selbst haben sich endlich bereit erklärt, Meinen Wunsch zu erfüllen. Ich ernenne Sie daher hiermit zu Meinem Staats- und Kabinetts-Minister mit Sitz und Stimme im Staatsrath und im Ministerium und übertrage Ihnen als Chef das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten mit einem jährlichen Gehalt von 18 000 Thalern, die Tafelgelder mit eingeschlossen, nebst freier Wohnung oder dafür zu beziehenden Hausmiegeldern. Sie werden sich vorerst nach Aachen verfügen, um dort die Geschäfte zugleich mit Meinem Staatskanzler bei der bevorstehenden Zusammenkunft mit zu besorgen, während welcher der Staatsminister und General-Lieutenant Graf v. Lottum die Leitung der zu Berlin verbleibenden Geschäfte des Departements der auswärtigen Angelegenheiten behalten wird. Ich überlasse Ihnen, mit dem Staatskanzler zu verabreden, welche Gegenstände nach Aachen zu ziehen sind; das ganze Departement werden Sie aber gleich nach Ihrer Rückkunft von dort in Berlin zu übernehmen und sich bis dahin mit dem Staatskanzler gleichfalls über die Art und Weise einverstehen, wie Sie denselben fortwährend in Kenntniß der wichtigeren Gegenstände erhalten werden. Uebrigens sollen auch in Ansicht des Departements der auswärtigen Angelegenheiten Meine in Ansehung der übrigen Ministerien und ihrer Verhältnisse zu dem Staatskanzler gemachten Anordnungen stattfinden.

Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zerfällt in zwei Sektionen, wovon die erste sich mit den eigentlichen politischen Gegenständen, die jetzt aus der zweiten und dritten gebildete zweite aber mit

den übrigen zu dem Ressort des Departements gehörigen Sachen beschäftigt. Die spezielle Leitung der ersten liegt Ihnen ob, die der zweiten wird, wie bisher, von einem besonderen Sektionschef, dem wirklichen Geheimen Legationsrath v. Jordan, fortgeführt, dem Ich zum Beweise Meiner Zufriedenheit den Charakter eines Präsidenten der zweiten Sektion im Departement der auswärtigen Angelegenheiten hiermit beilege. Er hat die Verpflichtung, Sie in dieser Eigenschaft von den Geschäften bei dieser Sektion fortwährend in Kenntniß zu erhalten, Ihnen die wichtigeren Gegenstände, besonders diejenigen, welche in die Politik einschlagen, vorzutragen und Ihre Entscheidung einzuholen. Insofern die Meinige nöthig ist, berichtet er schriftlich an Mich, legt Ihnen aber die Berichte vor, damit Sie Ihr *vidi* beisetzen oder Ihre Meinung beifügen. Ihnen steht die allgemeine Aufsicht über die Sektion und ihre oberste Leitung als Chef des ganzen Departements zu. Daher können Sie über Alles Auskunft fordern, auch, wenn Sie es für gut finden, den Vorträgen beiwohnen. Der *ic.* v. Jordan ist übrigens als vortragender Rath in den Sitzungen der ersten Sektion mit gegenwärtig und bearbeitet sein Fach. Sollten irgendwo noch Zweifel entstehen, so wird der Staatskanzler sie zu heben suchen, an den Ich Sie hiermit verweise.

Berlin, den 16. September 1818.

Friedrich Wilhelm.

An den Königlich dänischen Geheimen Konferenz-Rath  
und Gesandten Herrn Grafen v. Bernstorff.“

Der liebe König, der um seines alten Staatskanzlers Vorliebe für den Herrn v. Jordan diese Einrichtung mit so viel Sorgfalt getroffen hatte, mußte doch seinem soeben eingesetzten Minister nachgeben und dem Geheimen Legationsrath v. Jordan die Leitung der zweiten Sektion abnehmen, und der alte Fürst Hardenberg mußte es sich gefallen lassen, daß dieser, sein Liebling, als Gesandter nach Dresden geschickt wurde, welchen Posten er bis auf diesen Tag bekleidet, nachdem er sich lange mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, den Posten zu erhalten, der jetzt meinem Manne übertragen worden war. Diesen zwar mit Mutterwitz

begabten und nicht ganz ungeschickten, den Kenntnissen sowie dem Charakter nach durchaus nicht ausgezeichneten Mann konnte Bernstorff nicht an einer so wichtigen, ihm so nahen Stelle dulden, und so war und blieb er denn hierin ganz entschieden und so fest, daß er seinen Willen schon hier, wie später so oft in ähnlichen Fällen, durchsetzte. Er intriguirte nie; sein Wollen beschränkte sich immer auf das einfach Edle und Würdige; aber dieses mußte auch siegen; darin gab er nie und unter keiner Bedingung nach, und auf die Weise schritt er fest und sicher weiter auf den oft verschlungenen Wegen seiner Amtsführung.

Hier folge noch Einiges aus einem Brief meines Mannes vom 6. Oktober.

„Unser Tagewerk geht ununterbrochen fort. Am Sonnabend aß ich bei Metternich. Die Abende bringe ich meist an meinem Schreibpult zu. Sonntag Morgen erhielt ich den Besuch von Friß Reventlow (dem Laaländer, jüngstem Sohn des alten Ministers). Er geht als Kornhändler nach Amsterdam und will dort in einem Kaufmanns-Comptoir die Buchhalterei erlernen. So weit ist es mit dem dänischen Adel gekommen. Und doch ist für diese Jungens Alles besser als das müßige Herumtreiben. Ich behielt ihn zum Essen und fühlte es, welchen Reiz für ihn jede Stimme aus dem verlorenen Vaterlande hat. Abends mußte ich einem großen von der Stadt für die Monarchen veranstalteten Balle beiwohnen. Es war eine glänzende Versammlung. Ich sah dort den Herzog von Kent und seine keineswegs hübsche Gemahlin. Interessanter war es mir, dort die guten Clausewitz zu finden, welche Deiner sehr freundlich gedachten. Ihre Ehe scheint die allerglücklichste zu sein. Du wirst sie den Winter in Berlin sehen. (Clausewitz bekleidete damals eine militärische Stellung in Aachen.) Gestern aß ich bei Micheliu, heute bei unserem alten Fürsten. Ich habe heute an Humboldt geschrieben, um auch gegen ihn ein reines Verhältniß zu haben.“

Hier habe ich noch Einiges aus unserem Leben in Dreylißkow einzuschalten. Zuerst will ich erzählen von Frau v. Löws\*) mir sehr

\*) Geb. Diebe von Fürstenstein, Schwester der Gräfin Charlotte Ranzau.

erfreulichem Besuch Ende September. Nach einem durch interessante Gespräche, wie fast nur sie sie zu führen weiß, bezeichneten und recht innig genossenen Tage begleiteten wir sie noch einige Meilen weit und trennten uns mit wahren Schmerz, um uns erst nach sieben Jahren wiederzusehen.

Jochen hatte nicht mehr die Freude dieses Besuches, den er sehr zu schätzen gewußt haben würde, mit uns getheilt; denn sein neuer Beruf hatte ihn zwei Tage nach meines Mannes Abreise ebenfalls hinweggeführt, nachdem er einen wahrhaft trostlosen Abschied von uns genommen hatte. Die vielen trüben Abschiede von Jochen stehen in meiner Erinnerung wie schwarze Meilenzeiger auf dem Wege meines Lebens da. Von ihnen her ist mir vielleicht die Scheu für alles Abschiednehmen geblieben, die ich nicht überwinden kann und will. Das Leben ist zu kurz für solche oft wiederkehrenden Schmerzensscenen, zumal wo sie dermaßen in die Länge gezogen werden, wie unser lieber, lieber Jochen es zu thun pflegte!

Bleich, wortlos, in stummer Verzweiflung saß er da, oft schon mehrere Tage vor dem bangen Moment.

Mariens Geburtstag hatten wir noch mit den lieben Geschwistern Fritz und Mandine vereint in Dreylühow gefeiert; dann aber verließen diese charmanten Leute den lang bewohnten Ort Dreylühow, wo sie zwar nur Gäste gewesen, mir aber immer wie die liebenswürdigsten Wirthe erschienen waren. Sie bezogen ihr schönes Eiland im Schallsee (Stintenburg), welches, schon von Klopstock besungen, auch meine prosaische Feder begeistern könnte, wenn ich mich auf eine Beschreibung desselben einlassen wollte. Den begonnenen und halbvollendeten Hausbau hatte ich in früheren Jahren oft gesehen; doch in diesem Herbst hatte die Koketterie der Erbauer mir gänzlich jeden Besuch dort verwehrt, damit mir das neue Haus mit seiner geschmackvollen Einrichtung auch recht wohnlich entgegentreten möchte, wenn ich die lieben Besitzer dort schon eingerichtet fände. Dies gelang ihnen vollkommen, und ich erinnere mich meines ersten Besuches in Stintenburg am 5. Oktober d. Js. als eines wahren Festtages. Dieser günstige Eindruck ist nie gestört, sondern nur erhöht worden mit jeder Rückkehr dorthin, wo mir immer so innig wohl war. Auch für die Kinder wurden die Wallfahrten nach Stintenburg jedesmal zu Festen, und wir bedienten uns ihrer als

Belohnungen, die ihren Fleiß und Eifer zu allem Guten mehr als alles Andere anfeuernten.

Mein armes kleines Nestkücklein Marie kränkelte viel in diesem Herbst. Am 12. November ward ein Unfall über sie verhängt, von dem ich noch nicht weiß, wie er herbeigeführt worden ist, der mir einen großen Schrecken verursachte und in seinen unsichtbaren Folgen wohl nie ganz verwunden ward. Marietchen spielte an jenem Morgen so fröhlich bei mir, wie sie es zu meiner Herzenslust in ihren gesunden Tagen immer zu thun pflegte. Doch die Stunde ihres Mittagsschlafes schlug, und ihr Kindermädchen holte sie bei mir ab. Nach wenigen Augenblicken kehrt diese mit dem tobbleichen, zitternden und weinenden Kinde zurück; laut schluchzend, ja schreiend kündigt sie mir an, daß ein Unglück mit Marien geschehen; aber zu weiteren Erklärungen vermögen weder Bitten noch Drohungen die höchst wahrscheinlich Schuldige zu bewegen. Ich befühle die Glieder der armen Kleinen, und da sie beim Berühren des Beinchen ihre Klagen verdoppelt, auch auf keine Weise zum Ansetzen des Fußes zu bewegen ist, so wird es mir bald zu meinem unaussprechlichen Schrecken klar, daß das Beinchen wohl gebrochen sein muß. Es wird zu unserem Gutsarzt, der auch Chirurg ist, geschickt, doch weil der  $1\frac{1}{2}$  Meilen entfernt wohnt, zugleich zu einem Wundarzt im nahen Städtchen Wittenburg. Dieser ist nach Verlauf einer halben Stunde da, und zufällig, wenn es überhaupt einen Zufall giebt, kommt auch der eigentliche Hausarzt Dreyer aus Hagenow zu gleicher Zeit auf den Hof gefahren. Sie erklären Beide den Bruch für einen sehr üblen, für einen Schenkelbruch, und bezeichnen dessen Stelle einige Zoll hoch über dem Knie. Es werden Schienen angelegt, zuerst nur von Pappe, und dann den zweiten Tag monströse Maschinen von Holz, so wie sie den glücklichen Bewohnern einer großen Stadt gewiß nie zu Gesichte kommen. Da lag nun das arme, holbe Kindchen, geduldig wie ein Engel und doch zweifache Pein leidend durch die Härte und Festigkeit des Verbandes und durch die Unbeweglichkeit, in der wir den ganzen Körper erhalten mußten. Es war ein Jammer, der mir tief durch die Seele ging und der Alle ergriff, welche die kleine Dulderin sahen. Sie litt an Wundfieber, an schlaflosen Nächten, und ihr schon vorher so zartes Nervensystem war durch und durch erschüttert.



Nach einigen Tagen mußte ich den Arzt bitten, den Verband zu lösen. So ungern man dies auch eigentlich thut, so drang sich hier die Nothwendigkeit davon zu sehr auf; denn das Fieber wuchs von Stunde zu Stunde. Die Schienen wurden abgenommen, und ein grauenhafter Anblick bot sich uns dar: In dem Verband war Alles Leben, weiße Maden wimmelten darinnen in scheußlicher Menge!

Damals blieb mir diese ebenso widerliche wie für das arme Kind quälende Erscheinung räthselhaft; doch später habe ich einen ganz gleichen Fall wenn auch nicht gesehen, so doch erlebt. Die alte Gräfin Karl Brühl, Mutter der Clausewitz, brach den Arm, und als auch sie nach martervollen Stunden den Verband abnehmen ließ, fand er sich auf dieselbe Weise angefüllt! Nachdem meine arme Marie von dieser Qual erlöst war, störte nichts mehr den günstigen Verlauf der Genesung.

Mein Mann kehrte am 5. Dezember zurück, aber nur zu kurzer Wiedervereinigung; denn ich durfte um Mariens willen noch nicht reisen, und er glaubte am 17. in Berlin eintreffen zu müssen.

Am 19. schrieb er mir aus Berlin, aus der Mitte einer neuen Welt, die ihm, wie er sagt, öde und fremd bleiben würde, wenn ich ihm nicht bald wieder zur Seite stände. Er schließt den Brief mit Grüßen an Fritz und Mandine, indem er hinzufügt, daß ihm bei jedem Zusammensein mit ihnen der Wunsch und die Sehnsucht wüchsen, sein Leben in ihrer Gesellschaft zuzubringen. Der zweite Brief vom 21. enthält die Reiseroute und Vorschriften aller Art, um mir die Winterreise zu erleichtern, die er unendlich fürchtet für die Kinder und für mich; aber nicht nur uns bedenkt er, sondern er ermahnt mich auch, für die Pegrand und meine übrige Umgebung Vorkehrungen gegen die Kälte zu treffen. Er selbst hatte einige Tage vorher auf dem Schlosse jämmerlich gefroren und sich dabei nur gefreut, daß ich nicht da war. Die kalten Jagden in Dreylikow und Stintenburg seien nichts gewesen gegen die Eiskälte in den großen Sälen des Schlosses, wo die Kaiserin von Rußland, Maria Feodorowna, erwartet und empfangen und ihr gleich tags darauf ein Fest gegeben wurde.

